

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 85.

Berlin, Sonnabend den 17. Juli

1847.

Ostindien.

Englische Missionen in Bengalen.

Weit geht die Flagge, weit geht der Handel, fast eben so weit als beide gehen die Missionen der Engländer. Wie der britische Handelsmann überall anzutreffen ist, wo es etwas zu handeln giebt, so, wo es etwas zu bekehren giebt, der englische Missionair; wie der englische Kaufmann keine Anstrengung scheut, sich einen Markt zu gründen, so trotz der englische Missionair jeglichem Mühsal, um eine Kirche zu bauen, eine Gemeinde um sich zu versammeln. Beide, der englische Handel sowohl als die englischen Missionen, sind gleich rührig, gleich erpicht auf den Gewinn, dort von Gold, hier von Seelen. Beide, wiewohl auf denselben Wegen zu finden, kommen sich doch nicht in den Weg. Ja, wie sollten sie auch, da Handel und Missionen eigentlich eines und desselben Wesens sind, da auch der Handel eine sociale Mission auszuüben hat, da er der religiösen Mission wenigstens so lange vorarbeitet oder ihr sekundirt, als sich die letztere nicht begeben läßt — und sie läßt es sich nicht begeben — ihre Interessen über die feindlichen zu stellen?

Nicht minder kömmt das englische Handels- mit dem englischen Missionswesen darin überein, daß beide der britischen Eroberungslust häufig Anlaß gegeben, die gierigen Polypenarme weiter auszustrecken und dort weiter um sich zu greifen, weil man von den Opiumveräußern oder eigentlich dem Opium, hier, weil man vom Evangelium oder eigentlich von den Verbreitern des Evangeliums nichts wissen will.

Nur in Einem Punkte hinkt freilich der Vergleich zwischen dem englischen Handels- und Missionswesen. Wenn wir nämlich überall die Klage erschallen hören, daß der englische Handel die ganze Welt mit den Erzeugnissen englischer Industrie überschwemme, daß er sich Staaten und Völker dienstbar mache, so ist dem englischen Missionswesen bis heute ein ähnlicher Vorwurf schlechterdings noch nicht gemacht worden. Noch Niemand hat es beschuldigt, daß es die Welt mit Christlichkeit überschwemme, daß es die Welt dem Christenthum dienstbar mache. Im Gegentheil, mag der Exporthandel, den England mit christlichen Ideen treibt, noch so groß seyn, so übersteigt doch immer das Bedürfnis — wenn auch nicht die Nachfrage — den Absatz, und während christliche Staaten sich gegen das Einschwärzen unchristlicher Elemente nicht sorgfältig genug sichern zu können glauben, können unchristliche Staaten und Völker sogar offen daliegen, ohne daß der englische Missionair deshalb Vortheile errungen hätte, die auch nur entfernt denjenigen entsprächen, die sein Bruder, der englische Kaufmann, unter theilweise weit ungünstigeren Verhältnissen erreichte.

Wir haben im vorigen Jahrgange des Magazins die Bemerkungen eines französischen Arztes über das englische Missionswesen in China mitgetheilt. Es ergab sich aus diesen Bemerkungen, daß, allem Bekehrungsgeifer der englischen Missionaire zum Trotz, das Christenthum weit entfernt sey, nennenswerthe Fortschritte im himmlischen Reiche zu machen. Freilich waren die Verhältnisse, unter denen bisher die Missionen in China wirkten, außerordentlich mislich, und sie werden es, trotz der neueren und neuesten kriegerischen Erfolge der Engländer, vielleicht noch lange bleiben. Man dürfte daher geneigt seyn, aus diesen ungünstigen Verhältnissen den schlechten Erfolg zu erklären, welcher bis heute alle Anstrengungen der englischen Missionaire begleitet hat; auch die besten Truppen vermögen nichts auf einem ihnen ungünstigen Terrain.

So allerdings dürfte man denken, wenn man da, wo die Verhältnisse sich günstiger gestalten, bessere Resultate sähe, wenn man z. B. sähe, daß die Missionen in Indien wirklich etwas zur Ausbreitung des Christenthums beitragen, daß eine merkliche Abnahme in der Zahl der Befenner des Islams und der Anhänger der Religion des Brahminen stattgefunden, daß Moscheen und Pagoden leer ständen und verfielen, während christliche Kirchen sich erhöhen und füllten. Von dem Allen aber hören wir nichts; hier und da eine einzelne Bekehrung, die qualitativ eben so wenig zu bedeuten hat, als quantitativ, das ist Alles, was wir vernehmen. Rari nantes in gurgite vasto. Wenn es also auch in Indien mit dem Missionswesen nicht fort will, wenn die Missionen keine oder nur höchst kümmerliche Resultate erzielen, trotzdem, daß sie sich auf eine Staatsgewalt stützen können, die, weit entfernt, ihnen, wie in China, entgegen zu seyn, gewiß Alles anbietet, sie zu fördern, so lange andere Interessen durch eine solche Förderung nicht beeinträchtigt werden, wenn mit Einem Worte auch günstigere Verhältnisse keine günstigere Resultate geben, worin haben dann die Nichterfolge der Missionen ihren Grund?

Schon bei der Mittheilung der Bemerkungen des eben erwähnten französischen Arztes haben wir es ausgesprochen, wie nur das Mittelalter es verstanden habe, die Massen zu bekehren. So barbarisch das Mittelalter bei seinen Bekehrungen verfuhr, so hatte diese seine Barbarei doch zugleich etwas Großartiges; sie setzte durch, was sie sich vorgesetzt hatte. Das bekehrerische Interesse wog allen anderen vor; alle sonstige Interessen mußten diesem einen, höchsten, sich unterordnen, statt daß in einer glaubensarmen Zeit natürlich das Glaubens- Interesse sich mit einer Menge anderer Interessen, deren keines sich vernachlässigt sehen will, zu berechnen und auseinanderzusetzen hat.

Wäre das Interesse, welches wir einer Unternehmung widmen, nur durch den Erfolg, den diese hat, bedingt, die Bestrebungen der englischen Missionaire dürften nur auf geringe Theilnahme rechnen, und es wäre vergeblich, die Aufmerksamkeit der Welt auf Versuche hinlenken zu wollen, die an den Hindernissen, welche sich ihnen entgegenstellen, scheitern. Glücklicherweise ist der Gögendienst des bloßen Successes so weit noch nicht verbreitet, und ein Streben nach einem würdigen Ziel wird — selbst wenn dieses durch Anwendung unrichtiger Mittel verfehlt werden sollte — nicht mit Gleichgültigkeit betrachtet werden. In dieser Ueberzeugung geschieht es, daß wir an die in der Genfer Bibliothèque Universelle mitgetheilten Auszüge *) aus dem Tagebuch eines in Bengalen wirkenden Missionairs, insofern sich aus denselben auf das Missionswesen im Ganzen Schlüsse ziehen lassen, einige Bemerkungen knüpfen.

Es ist dieser Missionair ein Herr Lacroix, der — aus Neuenburg gebürtig — bereits seit zwanzig Jahren unter Leitung der großen Londoner Missions-Gesellschaft, zu deren ausgezeichnetsten Agenten er gehören soll, für die Ausbreitung des Christenthums thätig ist. Seit dem 3. 1843 macht er jährlich in der kalten Jahreszeit — in Indien der schönen — einen Bekehrungs-Abstecher in jene Theile Bengalens, in denen das Christenthum noch nicht gepredigt worden ist. Er verwendet zu diesen seinen Reisen die Summen, die ihm von einer Gesellschaft von Genfer Damen eigens zu einem so frommen Zweck übermacht werden, welcher Gesellschaft er dann Auszüge aus dem Tagebuche zu senden pflegt, das er während seiner Ausflüge in englischer Sprache führt. Einige dieser Auszüge sind es, welche uns die Genfer Bibl. Univ. in französischer Version liefert.

Gegen zwei Religionen hat in Indien der christliche Missionair seine Operationen zu richten: gegen die mohammedanische und gegen die der Brahminen. In beiden, im Islam wie in der Religion der Brahminen, liegt etwas, was diese Operationen begünstigen kann. Wenn der Missionair bei dem Mohammedaner den Glauben an die Einheit Gottes vorfindet und an diesen Glauben seine Lehre anknüpfen kann, so erleichtert ihm dem Brahmanismus gegenüber die Idee der Menschwerdung Brahma's sein Geschäft. Wie viel schwieriger würde dasselbe seyn, wenn es dergleichen Punkte der Uebereinstimmung nicht gäbe, wenn überall die neue Lehre dem alten Glauben schroff gegenüberstände! Hat aber der Islam den Glauben an die Einheit Gottes mit dem Christenthum gemein, so fehlt jenem dagegen die Idee eines Erlösers; es mangelt seinen Bekennern bei dem Bewußtseyn der Sünde und Schuld die Gewißheit einer göttlichen Vergebung, welche das Christenthum verspricht. Der Missionair hat also etwas zu bieten; er ist im Vortheil. Noch weit überlegener aber, als dem Islam, ist das Christenthum dem absurden Gögendienst, in welchen die Religion der Brahminen ausgeartet ist.

Sind dieses in der Lehre selbst, welche der Missionair zu verkündigen hat, liegende Vortheile, so erwachsen ihm andere durch die Umstände, unter denen er wirkt. Nach und nach ist ganz Indien unter englische Botmäßigkeit gerathen; die einheimischen Fürsten, deren precäre Existenz noch kein Ende genommen, sind nur britische Vasallen. Von den Engländern kömmt dem Hindu Wohl und Wehe. Welches Motiv, sich ihnen anzuschließen, ihren Glauben anzunehmen, für jeden Eingebornen, welcher sein Glück machen will! Der Missionair braucht gar nicht — wie er es denn auch nicht soll — auf solche Vortheile zu denken; er mag seine Lehre ganz im Geiste dieser Lehre vortragen — seine Zuhörer werden thun, was er unterläßt, und auf eine Untersuchung, bei der es sich um Wahrheit handelte, wird eine andere

*) Extrait du journal d'une course missionnaire faite dans le Bengale par Mr. A. F. Lacroix. Bibl. Univ. de Genève No. 15.

folgen, in welcher die mit dem Bekenntniß der Wahrheit verknüpften Vortheile oder Nachtheile zur Sprache kommen.

Zu diesen dem Missionaire günstigen Umständen gesellt sich die Sicherheit, die ihm der weitreichende Arm der britischen Herrschaft gewährt, eine Sicherheit, die jeden Ehrgeiz, der allenfalls auf die Krone des Märtyrers gerichtet wäre, fast unfehlbar täuschen müßte — wenn anders die Unmöglichkeit oder hohe Unwahrscheinlichkeit des Märtyrertums zu den Verhältnissen zu zählen ist, welche eine Ausbreitung des Christenthums begünstigen.

Das Blut der Märtyrer war es, das bei dem Bau der Kirche zum Kitt diente und ihr den festen Halt gab, der so vielen Stürmen Trost bieten sollte. Es ist die Frage, ob, wo ein solcher Kitt fehlt, ein dauerhaftes Gebäude zu Stande kömmt, es ist die Frage, ob ein Glaubenswechsel in jenem gewaltigen Maßstabe, wie die Missionen ihn beabsichtigen, möglich ist, ohne die Verübung und Geduldung blutiger Gewaltthatigkeiten.

Doch lassen wir die Frage, ob die Sicherheit, welche die englischen Missionaire umgibt, diesen Vortheil oder Schaden bringe, auf sich beruhen und sehen wir uns nach den Mitteln um, welche ihr Bekehrungsseifer in Bewegung setzt, zu seinem Ziele zu gelangen, so finden wir, daß sie sich auf die mündliche Predigt, auf das Vertheilen von Traktätchen und auf Spenden der Wohlthätigkeit an Arme beschränken. Einige eingeborene Konvertiten, die als Dolmetscher Dienste leisten, spielen gleichsam die Rolle der leichten Truppen bei der Missions-Armee, bereiten das Auftreten der letzteren vor oder decken, wo es noth thut, den Rückzug.

Man muß gestehen, daß diese Mittel den zu bewältigenden Hindernissen gegenüber höchst kümmerlich erscheinen, besonders, wenn man erwägt, daß hier nicht von einer permanenten, örtlich ausstehenden, sich stets wiederholenden Thätigkeit die Rede ist, sondern daß die Missionaire — was ihrer geringen Anzahl halber auch nicht anders seyn kann — es darauf ankommen lassen müssen, welchen Erfolg eine einmalige Predigt, ein einmaliges Almosen, ein auf gutes Glück vertheiltes Traktätchen haben wird. Die Missionaire thun zwar, den Berichten des Herrn Lacroix zufolge, Alles, was sich unter der Ungunst der Verhältnisse thun läßt — ihre Predigt, mehr Unterhaltung in der Catechisation, läßt sich zu den Köpfen, die sie erleuchten will, herab; die Almosen werden nicht ohne Traktätchen, wenn auch die Traktätchen zuweilen ohne Almosen vertheilt; allein ist das Alles in dem weiten, von einer dichten, dem Christenthum widerstrebenden Bevölkerung bewohnten Indien mehr, als ein Tropfen Wassers auf einen heißen Stein?

Solche Hindernisse können durch die günstigen Umstände, die wir angaben, nicht neutralisirt werden. Der geringen — verhältnismäßig geringen — Anzahl der Missionaire ist eben gedacht worden. Je weniger aber eine gründliche Belehrung — und auf eine solche muß es doch abgesehen seyn — durch das schnell verfallende Wort einer einzigen Predigt, durch die Vertheilung eines frommen Büchleins, das vielleicht nicht gelesen, durch die Spende eines Almosen, das vielleicht verzubelt wird, in einer Zeit, in welcher keine Wunder mehr geschehen, möglich ist, um so weniger steht auch von den Missionen, ihrer gegenwärtigen Organisation nach, viel zu hoffen. Der Unterricht muß ein dauernder seyn, wenn etwas geleistet, der ausgestreute Same darf nicht dem Zufall überlassen werden, wenn er aufgehen und Früchte tragen soll.

So sehr ferner der Europäer durch seine kriegerische Dichtigkeit, durch die Wunder seiner Industrie dem Eingebornen imponirt, so bereitwillig der Hindu die höhere Intelligenz des Engländer anerkennt, so ist doch dadurch für die Ausbreitung des Christenthums wenig gewonnen. Eine neue Religion muß vor allen Dingen sittlich imponiren. Das praktische Christenthum aber, überall ein rares Gewächs, ist auch in Indien eine seltene Pflanze. Dasjenige, wodurch eine neue Religion sich zu empfehlen, wodurch sie sich zu legitimiren hat, mangelt, wenn ihre Befehle nicht besser sind, als die Anhänger der Religion, die verdrängt werden soll. Dieses Verhältniß besteht aber leider, nach Herrn Lacroix' Aussage, zwischen den Engländern in Indien und den Hindu's. „Welchen Einfluß“ — ruft er aus — „muß es z. B. auf die Eingebornen haben, wenn sie sehen, zu welchem Zweck ein Theil des großen Manufakturgebäudes in Fort Gloucester, der in eine gewaltige Rum-Destillation verwandelt worden, benützt wird? Diese Destillationen, die, gegründet von Europäern, sich gegenwärtig in Hindostan aller Orten finden, verbreiten das Laster der Trunksucht inmitten einer Bevölkerung, der es früher ganz unbekannt war. Die Pagode bei Serampoor hat zwar aufgehört ein Göpenteipel zu seyn, aber sie ist eine Branntweinbrennerei geworden, aus der Bluthen flüssigen, Krankheit und Verderben bringenden Feuers strömen.“

Aber auch die Sitten, die ganze Lebensweise des Europäers stehen gegen die des Hindu zu sehr ab, als daß aus einem solchen Kontrast dem Bekehrungswerke kein Nachtheil erwachsen sollte. Es ist bekannt, daß ein großer Theil der Hindu sich auf vegetabilische Nahrung beschränkt, daß er es für Sünde hält, Thiere zu schlachten und zu genießen; es hängt dies mit seinem Glauben an eine Seelenwanderung zusammen, so daß es ihm für etwas Entsetzliches gilt, sich durch den Genuß animalischer Speise zu besudeln. Was hilft es, Gründe gegen ein solches Vorurtheil anzuführen, da ein solches Vorurtheil ja eben hindert, den anzuhören, der es bekämpft, da es ja macht, daß man ihn meidet, noch ehe er spricht.

Endlich haben es die christlichen Missionaire in Indien, allem Anschein nach, keinesweges mit einem bereits wankenden Glauben zu thun. Die Bevölkerung in Masse scheint ihrem alten Glauben noch treu zu seyn, und wenn auch, nach Herrn Lacroix' Versicherungen, die Geldspenden sich vermindert haben, die ehemals Tempeln und Pagoden zuströmten, so geht doch aus dem Ganzen seiner Berichte hervor, daß die Hindu nicht die mindeste Reizung verrathen, ihre alte mit einer neuen Religion zu vertauschen.

Wenn die Brahminen, die, Herrn Lacroix zufolge, die Thorheit und Abscheulichkeit des Göpendienstes recht wohl einsehen, eine Ausnahme machen, so folgt auch daraus für einen baldigen Sieg des Christenthums wenig Tröstliches. Denn es liegt im Interesse der Brahminen, diesen Göpendienst aufrecht zu erhalten; für sie ist die Frage, ob er sich erhalten oder stürzen werde, eine Frage um Seyn und Nichtseyn. Auch thun sie alles Mögliche, um sich den Bestrebungen der Missionaire zu widerlegen. Sie disputiren mit ihnen — freilich unbeholfen genug, wenn ihre Dialektik keine gewandtere ist, als diejenige, die sich in den von Herrn Lacroix mitgetheilten Proben zu erkennen giebt — aber sie disputiren doch. Wenn sie dabei Schlappen, wenn sie Niederlagen erleiden, werden sie nicht eine Schlappe für einen Erfolg, eine Niederlage für einen Triumph auszusprechen wissen? Wenn man nach ihrer sonstigen Verschlagenheit urtheilen soll, ganz gewiß! Den Missionairen bleibt dann nichts übrig, als das Gefühl, worauf Herr Lacroix so viel zu geben scheint, als das Gefühl nämlich, gegen das Heidenthum gezeugt zu haben. Aber bringt ein solches Gefühl die Pagoden zum Wanken, stürzt es die häßlichen Göpengerichte, die Hindostan verunzieren, in den Staub? Wahrhaftig, eben so wenig wie das stolze Gefühl, welches Herrn Böniger's Brust schwellte, als er gegen die Berliner Akademie gezeugt hatte, dieser etwas schadete. Wenn die Brahminen unwissend sind, wenn sie es nach Herrn Lacroix in einem höheren Grade, als es wahrscheinlich ist, so fehlt es ihnen wenigstens nicht an Schlaueit und List. Wissen sie doch sogar die antiquarische Wissbegier der Reisenden zu benutzen, die diese in Tempel und Pagoden führt. Diese Neu- oder Wissbegier stempeln sie zu etwas ganz Anderem, und die paar Rupien, die der Reisende als Eintrittsgeld spendet, verwandeln sich in etwas ganz Verschiedenes. Sie sind kaum aus den Händen des Fremden, so verbreitet sich das Gerücht, daß er dem Gott oder der Göttin des Tempels geopfert habe.

Ueberschauen wir nochmals die Verhältnisse, unter denen die christlichen Missionen in Indien zu wirken haben, so müssen wir wiederholen, daß wir an große Resultate nicht glauben können. Eine den Missionen günstige Regierung, die sich aber darauf beschränkt, sie zu schützen — die Missionaire selbst, wenn stark im Glauben, doch schwach an Zahl und an Mitteln — ein Zeitalter, das materiellen Interessen fröhnd, diese letzteren vor allen anderen berücksichtigt — Predigten, Traktätchen, Almosen, alle drei Ueberzeugungs-Werkzeuge, die a priori als unzulänglich betrachtet werden müssen und sich a posteriori nicht anders bewährt haben — der Glaube, der ausgerottet werden soll, in der Bevölkerung noch wurzelnd — eine mächtige Priesterkaste, deren Existenz an die Existenz dieses Glaubens geknüpft ist — das sind die Bedingungen, unter denen eine Aufgabe gelöst werden soll, die selbst unter weit günstigeren Verhältnissen ihre großen Schwierigkeiten haben würde.

Die Zeit der Belehrungen in Masse scheint, wie gesagt, vorüber. Je rationaler eine Religion wird, desto weniger geeignet ist sie, bei Völkern, die eine gewisse Stufe der Kultur noch nicht erreicht haben, Eingang zu finden. Auch das religiöse Bewußtseyn muß sich allmählig läutern und nicht zu jähen Sprüngen genöthigt werden. Wenn nun selbst dem Katholizismus die Fähigkeit abzugehen anfängt, sich weiterzubreiten — man weiß, wie unbedeutend die Erfolge der Jesuiten in China waren — wie viel mehr muß man dem Protestantismus fruchtlose Bemühungen prophezeien, zumal er, seinem Prinzip nach, nie mit dem schonungslosen Feuerzeiger zu Werke gehen kann, den der Katholizismus aus dem seinigen schöpft. Es scheint, daß, wenn früher das Christenthum zur Kultur führte, gegenwärtig die Kultur zum Christenthum führen oder — es überflüssig machen muß. R. v. Großcreuz.

Portugal.

Portugal im Jahre 1847.

(Fortsetzung.)

Das Einnahme-Budget sollte sich, nach dem Bericht, den der Graf Tojal im Februar den Kammern vorlegte, auf die Summe von 11,625 Contos oder 2,615,626 Pfd. Sterl., d. i. 27,018,750 Thlr., erheben. Ich will hier nur die hauptsächlichsten Gegenstände anführen:

Reparitions-Steuer, von Costa Cabral eingerichtet und von	
Yasmella wieder aufgehoben	2,550 Contos
Zoll-Amt von Lissabon	2,213 "
Zoll-Amt von Porto	1,614 "
Verschiedene andere Zoll-Aemter	100 bis 150 "
Tabak, Seife und Pulver	1,521 "
Post	97 "
Salz	84 "
Fleisch	85 "
Fische	61 "
Getränke	78 "
Getraidemarkt	160 "
Königliche Titel-Versiehungen und andere Ehren	82 "
Sizas (Taxe für den Verkauf und die Abtretung von Vieh)	291 "
Stempel	315 "
Uebertragung des Eigenthums und Matriculation	74 "
Seto cazas (Haupt-Accise)	854 "
Abgaben der unterworfenen Inseln	520 "

Hätten die Hoffnungen des Grafen Tojal sich verwirklicht, so würde das Defizit nur 35 Contos oder 7875 Pfd. Sterl., d. i. 34,250 Thlr., betragen haben. Leider aber haben die Einnahmen nie die Höhe erreicht, die sie nach der Berechnung hätten erreichen müssen. Der Grund liegt nicht darin, daß

die Steuern zu hoch sind, denn Portugal ist von allen Ländern Europa's dasjenige, welches die geringsten und wenigsten Steuerlasten hat (die Bevölkerung auf 3,300,000 Seelen veranschlagt, zahlt jeder Einwohner im Durchschnitt ungefähr 1 Thlr. direkte Steuern); sondern vielmehr darin, daß die Gemeinde-Berfassung so schlecht und die Revolutionen so häufig sind, daß die Steuerpflichtigen leicht Mittel finden, den Staat zu überbieten oder auch gar Nichts zu bezahlen. Niemand macht sich ein Gewissen daraus, die ihm zukommende Steuerlast so viel wie möglich zu erleichtern, und ganze Provinzen stehen nicht an, gegen die Regierung aufzusehen, in der Hoffnung, sich ganz davon zu befreien. Andererseits hat auch die Regierung oft das unverzeihliche Unrecht begangen, dergleichen bellagenerthe Anordnungen durch ihre Ungerechtigkeiten hervorzurufen und zu rechtfertigen. Durch den Zehnten, eine alte direkte Steuer, welche Costa Cabral vor seinem Sturz durch eine später vom Herzog von Palmella wieder aufgehobene Repartitions-Steuer zu ersetzen versuchte, sollte jeder Portugiese ein Zehntel seines Einkommens an den Staat übertragen. Hier wäre nun zunächst zu fragen, wie das Einkommen eines Jeden so genau bestimmt zu werden vermag? Die Schwierigkeit ist so groß, daß im Verlauf von vier Jahren nicht weniger als 62,000 Beschwerden deswegen beim Lissaboner Tribunal eingelaufen sind. Sodann erlauben sich die Steuer-Einnehmer Willkürlichkeiten aller Art, indem sie die Mitglieder der herrschenden Partei auf Kosten ihrer Gegner geringer besteuern, eine Ungerechtigkeit, welche selbst ehrliche Leute veranlaßt, nicht nur das Geforderte, sondern auch Schuldige nicht zu bezahlen. Was kümmern sie sich um einen Prozeß? Die Urtheile der Justiz werden nicht vollzogen, da die Arme lange nicht hinreichend ist, um den Befehlen der Regierung den nöthigen Nachdruck zu geben, und überdies meistens mit der Unterdrückung von Revolutionen beschäftigt ist. Die Auseinandersetzung der Motive für die Erlassung der königlichen Ordinnung, betreffend die Errichtung einer neuen Bank, hat den gegenwärtigen Standpunkt der portugiesischen Finanzen hinlänglich dargelegt. Die Regierung erkennt sich als Schuldnerin der beiden jetzt zu Einem verbundenen Institute, der Bank von Lissabon und der Compagnie Constança, und zwar über die beträchtliche Summe von 13,000 Contos de reis oder 2,925,000 Pfd. Sterl., d. i. 20,150,000 Thlr., die nicht im Budget miteingegriffen ist.

In zehn Jahren hat Portugal neun Revolutionen oder schwere Insurrektionen erlebt, also beinahe in jedem Jahre eine:

- 1) Die September-Revolution 1836.
- 2) Der Aufstand zu Belem, um die Charte wiederherzustellen. Oktober 1836.
- 3) Der Krieg der Marschälle; ein mißlungener Versuch der Herzoge von Terceira und Salbamba zu demselben Zweck. 1837.
- 4) Die Verkündigung der neuen Constitution. 1838.
- 5) Die Insurrection von Miguel Augusto. 1840.
- 6) Die von Costa Cabral geleitete Revolution zu Porto und die Wiederherstellung der Charte zu Lissabon. 1842.
- 7) Die Insurrection von Torres Novas und die Belagerung von Almeida. 1844.
- 8) Die Insurrection von Maria da Fonte und die Revolution des Minho; Mai 1846.
- 9) Die Gefangennehmung des Herzogs von Terceira. Insurrection zu Porto in Folge der von der Königin versuchten Contrerevolution. 9. Oktober 1846.

Seit diesem letzten Datum haben die Revolutionen in Portugal bis in die neueste Zeit, wo die englische Intervention ihnen ein Ende gemacht hat, gar nicht aufgehört.

Es gab eine Zeit, in der die portugiesische Marine die bedeutendste und stärkste in Europa war; jetzt ist sie nicht bedeutender als die spanische. Der Graf Tojal hatte den Plan gefaßt, ihr einen Theil des früheren Glanzes wiederzubehalten, und war in der That in einem einzigen Jahre, trotz des schlechten Zustandes der Finanzen, dahin gelangt, vier neue Dampfschiffe zu bauen. Gegenwärtig zählt die portugiesische Marine 41 Schiffe von verschiedener Größe, nämlich: zwei Linienschiffe, sechs Fregatten, acht Korvetten, eine Brigantine, neun Briggs, acht Schooner, einen Kutter, vier große Kreuzer und vier Staatsdampfschiffe.

Ungeachtet der periodisch wiederkehrenden Revolutionen, welche die Quellen der Staats-Einkünfte verstopfen machen und durch die Beschränkung der Industrie und des Handels einer großen Anzahl von Armen die Beschäftigung entziehen, hält doch die Polizei in den großen Städten fast immer eine bemerkenswerthe Ordnung aufrecht. Raub und Mord gehören zu den Seltenheiten; in den Straßen von Lissabon und Porto, unaufhörlich von bewaffneten Patrouillen durchzogen, herrscht die größte Ruhe. — Lissabon hat seit zehn Jahren große Veränderungen erfahren. Im Jahre 1836 waren die Straßen wahre, mit allerlei Unrath angefüllte Kloaken. Seitdem hat man Rinnsteine zu legen begonnen, deren größter Theil mit Granit ausgelegt und reinlich gehalten ist. Auf den sehr schönen Trottoirs vor den Häusern machen die Fremden ihren Spaziergang, und zwar um so lieber, als dort die Portugiesen und besonders die Portugiesinnen ihre gewöhnlichen Besuche annehmen. Zene Diners, Privatbälle, Soireen, Konzerte, Bistten und dergleichen conventionelle Zerstreungen anderer großen Städte in Europa sind in Lissabon völlig unbekannt. Man kommt kaum anderswo als im Theater und auf den öffentlichen Bällen zusammen; die übrige Zeit des Tages verbringt die elegante Welt auf den Trottoirs und auf den Balkons. Hier ist der Ort, wo die Damen die Kostbarkeiten ihrer Toilette zur Schau tragen und wo ihre Anbeter ihnen mit Bewunderung und zarten Bekenntnissen in Blicken und Worten

nahen; hier tauschen die Portugiesen und Portugiesinnen ihr minto obrigados („sehr verbunden“) und ihre passa minto bemis („leben Sie wohl“, eigentlich: „Bringen Sie Ihre Zeit gut zu“), indem sie aus der Ferne schon mit der Hand sich bewillkommen oder Abschied nehmen. Die Lissaboner Frauen würden übrigens noch weit hübscher und angenehmer seyn, wenn sie eine andere Lebensweise führten. Sie haben so wenig auf ihre Bewegungen Acht, sie halten so wenig auf Reinlichkeit, sowohl in ihrer Kleidung als in ihren Häusern, und wenden so geringe Sorgfalt auf gesunde Nahrung, daß sie meistens das Aussehen verwelkter Blumen haben, die aus Mangel an Luft und Sorge dahinsterben. Frische der Gesichtsfarbe und Schlankheit des Körpers gehören zu den seltenen Erscheinungen bei der „schöneren Hälfte“ der Bewohner der Hauptstadt. Was die Männer betrifft, so will ich darüber nur sagen, daß sie sehr härtig sind. Zwar sind auch die Oberlippen der Damen so behaart, daß man sie ohne den Unterschied der Kleidung leicht für männliche ansehen könnte. Mit funfzehn Jahren ist das Gesicht eines jungen Mannes schon vollkommen rauh. Während der Belagerung von Porto schwur Dom Pedro, daß er sich nicht eher rasiren würde, als bis er seinen Thron wiedererlangt hätte; wober es denn geschah, daß, als der Krieg zu Ende war, sein Bart bis auf den Gürtel herabsiel. Die Constitutionellen von Portugal haben seit der Zeit, um das Andenken ihres Befreiers zu ehren, dem Wachsithum ihrer Bärte keine Schranke mehr gesetzt. Diese Manie wurde so allgemein und stieg bis zu einem solchen Grade, daß der Finanz-Minister sich genöthigt sah, seinen Unterbeamten anzubefehlen, daß sie wenigstens ein Mal in der Woche sich den Bart abnehmen lassen; denn ihre Bärte löschten immer mehr als die Hälfte der Ziffern aus, die sie im Begriff zu schreiben waren, indem sie dafür andere, etwas zu phantastische Zeichen an die Stelle setzten.

Der König hat glücklicherweise das Recht, sich den Bart nach Belieben wachsen zu lassen; ein Recht, von dem er einen so ausgedehnten Gebrauch macht, daß er jetzt wirklich das Ansehen eines Mannes hat. Er trägt seine Uniform sehr gut, reitet bewundernswürdig und tanzt besser als irgend Einer seiner Unterthanen. Auch die Königin besitzt zahlreiche Talente: sie ist sehr bewandert in der Musik, spricht geläufig französisch und versteht das Englische und Deutsche. Ihre Gesichtsfarbe ist lilienweiß, mit zartem Roth gefärbt; ihr Lächeln ist sehr angenehm, obwohl der Mund ihres übrigen Gesichtes nicht würdig ist. Für Kinder zeigt sie so große Zuneigung, daß man versichert, sie würde für alle ihre Unterthanen eine zärtliche Mutter seyn, wenn ihre Unterthanen ihr nur gestatten wollten, ihnen Beweise ihrer Liebe zu geben; es ist dies eine Sage, die wir als solche wiedererzählen. Ein Faktum aber ist ihre große Fruchtbarkeit. Zur Zeit, da das Ministerium des 1. März sich bildete, verbreitete sich die Nachricht durch Paris, daß Donna Maria alle ihre Minister entlassen habe und in guter Hoffnung sey. „Das nimmt mich nicht Wunder“, sagte Herr von Montalivet, „es ist eine hergebrachte Sache, daß alle Mal, wo in Portugal sich eine politische Krisis vorbereitet, Donna Maria da Gloria ihre Niederkunft erwartet: daher geht der politische Horizont von Portugal auch stets mit Ereignissen schwanger.“

Der Prinz von Portugal ist zehn Jahr alt, der Herzog von Porto acht; jener ist von der Königin kürzlich zum Obersten eines Grenadier-Regiments, dieser zum Marine-Offizier ernannt worden, wodurch sie den Vortheil haben, ihre Uniformen in den Straßen von Lissabon bewundern zu lassen. Bei Gelegenheit ihrer Ernennung machte das Diario, das einzige Journal, das seit Unterdrückung der Pressefreiheit zu erscheinen die Erlaubniß hat und dessen sämtliche Artikel vor dem Druck von den Ministern gelesen und approbirt werden, die Bemerkung: „Die Königin bringt drei Mal ihr Blut für dies Land, das ihr schon einen Vater gekostet, zum Opfer“. So schreibt man Geschichte in Portugal! Dom Pedro, das weiß Jeder, starb eines natürlichen Todes und hat im engersten nicht seinem Vaterlande das Leben zum Opfer gebracht.

Die Parteien, welche gegenwärtig in Portugal einander gegenüberstehen, lassen sich auf folgende drei reduzieren:

- 1) Die Partei der Königin.
- 2) Die Miguelisten.
- 3) Die republikanische Partei.

Aber diese drei Hauptparteien zerfallen in Unterabtheilungen bis ins Unendliche fort. Es giebt Setembristas, Setembristas puros, Moderados, Ordreiros, Arsenalarios, Carlistas, Constitutionales von 1838 u. s. f. Die am wenigsten in sich geschiedene ist die Partei der Miguelisten, da sie sich nur in zwei große Fractionen spaltet. Der Zweck der Miguelisten ist die Wiedererrichtung Dom Miguel's, die Wiederherstellung der Mönchsorden und die Zurückberufung der Jesuiten. Aber während die Einen die alten Gesetze von Lamego wiederherstellen wollen, die der Krone nur eine begrenzte Gewalt zugeschiehen, beabsichtigen die Anderen, dem Könige eine unumschränkte Macht einzuräumen und dem Adel und dem Klerus alle Privilegien zurückzugeben, deren sie der Marquis von Pombal beraubt hat. Diefelben Differenzen walten in der Partei der Königin ob, indem Einige ihrer Anhänger ihr die volle Oberhoheit anvertrauen wollen, Andere dagegen verlangen, daß sie sich der Constitution unterordne. Die am meisten zertheilte, aber auch zahlreichste und mächtigste, ist die republikanische Partei, denn sie umfaßt alle Portugiesen, die mit Dom Miguel und Donna Maria in Opposition stehen. Wie wenig Einheit aber in dieser Partei herrscht, dafür mag als Beweis gelten, daß, als Sa da Bandeira, Das Antas und der Marquis von Loulé die Miguelisten und Royalisten besiegten, sie nichts Besseres zu thun wußten, als sich am folgenden Tage unter einander zu bekämpfen. Welche Wendung daher auch die Ereignisse in Portugal nehmen mögen, so scheint es doch immer zu langen Bürgerkriegen verdammt zu seyn, bis einmal eine wahrhaft kraftvolle Regierung die Ma-

porität für sich gewinnen und dadurch in den Stand gesetzt seyn wird, in dauernder und ernstlicher Weise sich nicht nur mit der Gegenwart, sondern auch mit der Zukunft des unglücklichen Landes zu beschäftigen.

Die vorzüglichsten Mitglieder des portugiesischen Adels, welche sich an der Spitze der verschiedenen Parteien befinden, sind der Herzog von Terceira, der Herzog von Palmella, der Herzog von Saldanha, der Graf von Villareal, der Marquis von Fronteira, der Graf von Tojal, der Graf Das Antas, der Baron Sa da Bandeira u. s. f.

Der Marschall Herzog von Terceira ist 63—64 Jahr alt; sein Benehmen ist sehr fein und seine Manieren ausgezeichnet. Den fast weißen Schnurrbart trägt er nach Soldatenart. Sein Muth ist anerkannt, aber obwohl ihm der Zufall zu mehreren Siegen verholfen hat, so ist er doch unfähig, als Oberbefehlshaber zu fungiren; denn es fehlt ihm die für einen General nothwendigste Eigenschaft, die Sicherheit und Bestimmtheit des Handelns. Sich zu etwas Bestimmtem zu entschließen, fällt ihm sehr schwer, das Meiste verschiebt er auf den folgenden Tag. Wenn aber der Augenblick der Gefahr gekommen ist, so geht er ihr mit einer Kaltblütigkeit entgegen, die wahrhaft erschauenswerth ist. Als er durch seine Schuld zu Porto am 7. Oktober 1846 gefangen genommen war und das Volk mit dem wüthenden Geschrei: „Morra Terceira! morra Terceira!“ seinen Tod verlangte, indem es zugleich Feuer an das Haus zu legen drohte, in das er eingeschlossen war, zündete er in aller Ruhe seine Cigarre an und trat mit den Worten: „Que morras, Welch' Nordgeschrei: wenn ihr mich tödten wollt, hier bin ich“ unter die Thür. Der Gouverneur von Porto führte ihn mit Lebensgefahr auf das drei Meilen von Porto entfernte Schloss Foz. Während des Marsches dahin hörte die wüthende Menge nicht auf, ihn mit Beleidigungen zu überhäufen und mit Steinen zu werfen; Einige versuchten sogar, mit ihren Messern ihm nahe zu kommen. Aber seine Kaltblütigkeit verließ ihn keinen Augenblick.

Der Ex-Premierminister, Herzog von Palmella, ist Italiäner von Geburt, Sohn eines adeligen Piemontesers, der am Hofe von Lissabon eine diplomatische Stellung bekleidete. Während der Abwesenheit desselben nahm der Sohn so lange seine Stelle ein und ging als Geschäftsträger an den päpstlichen Hof. Später diente er während des Krieges auf der Halbinsel in der portugiesischen Armee und vertrat Portugal auf dem Wiener Kongress. Gegenwärtig zählt er ungefähr 60 Jahr. Er ist klein von Gestalt, hat durchbringende Augen und eine sehr hervorspringende Adlernase.

(Schluß folgt.)

China.

Die Fabel der Engländer in Canton und die Moral davon.

Die neuesten Ereignisse in Canton geben einem französischen Blatte Mittel zu folgenden Betrachtungen: Der „Besuch“ der tausend Engländer in Canton müßte für eine größere Fabel als der Zug der Argonauten gehalten werden, ständen ihm nicht so viele Thatsachen und Zeugen der Beglaubigung zur Seite. Tausend britische Soldaten stiegen auf Dampfern dahin (wir dürfen nicht mehr sagen: „segeln“) auf einem Strome, der von feindlichen Besten gesäumt ist, diese Besten werden im Nu zerstört, die Kanonen in so großer Zahl, daß auf jeden Soldaten eine kommt, werden vernagelt, und die große, hochmüthige Stadt muß sich von dieser Handvoll Europäern schimpfliche Befehle vorschreiben lassen, muß vor ihren Augen die Mitbürger durch ausländische Befehle körperlich geächtigt sehen und muß in ihren Einwohnern und Landesleuten tief gedemüthigt werden. Und wären die Waffen, die höhrende Behandlung und die kränkenden Worte nur gegen Canton allein gerichtet gewesen! Gegen die höchsten Beamten des Kaisers, gegen diesen mittelbar selbst, gegen das ganze chinesische Reich haben die Engländer einen Schlag geführt, der letzteres seinem Untergang mit schnellen Schritten zudrängt. Noch vor fünf Jahren durften die Engländer dem kaiserlichen Commissair nur mit einer Bittschrift nahen, von Anträgen und Vorschlägen konnte keine Rede seyn; Commissair Lin behandelte sie noch mit dem tropigsten Hochmuth, und in der Bekanntmachung des ersten Vertrages sagt der Kaiser, die Fremden hätten seine Gnade angefleht, und er habe ihnen erlaubt, Handel zu treiben, und ihnen noch dazu Geschenke gereicht; wie aber ist es jetzt! Der Commissair Kijing, oder wie der Entwürdigte sonst heißt, ist Verwandter des Kaisers, Oberbefehlshaber einer Provinz, größer und volkreicher als manches Königreich in Europa, und dieser höchste Stellvertreter des Beherrschers von China erwartet keine Bittschrift mehr von Seiten der Barbaren, sondern einen Befehl, eine Vorladung, auf die er sich auch schnell beim englischen Beamten einstellt. Dieser aber führt seine Handlungsweise bei den Chinesen durch eine Proclamation ein, gegen welche die bekannte Proclamation des Herzogs von Braunschweig im Jahre 1792 eine Fußfällige Bitte genannt werden muß; er strafe die zum Frieden gezwungenen nicht bloß, er höhnt sie und drückt ihnen seine tiefe Verachtung aus, und das thut er Alles nur, weil er weiß, daß man sich nach dem Zustande des Landes und dem Charakter seiner Herrscher und Einwohner Alles erlauben darf; der Engländer droht nicht und höhnt nicht, wenn er nicht der Macht, die Drohung zu erfüllen, sicher ist, und wenn er nicht vollen Grund hat, den Gegner zu verachten. Eine Regierung, die despotisch über Leben und Eigenthum von 300 Millionen Unterthanen verfügt, hat nicht einmal die Kraft, die Hand zur Verteidigung gegen ein Häuflein Angreifer aufzuheben! England hat eben so in Indien angefangen, ein Stück-

chen Land sich erzwungen, etwa so groß wie eine Ochsenhaut, aber es hat sich seit Dido stets ein Paragraph in jedem Vertrage gefunden, nach dessen Auslegung von Seiten des Siegers die Ochsenhaut in dünne Fäden zerschnitten werden kann und das zu gewinnende Land nach Linien durchgemessen werden darf. Der lächerlich große Kaiser zu Peking herrscht von jetzt an von Jo's und Britannia's Gnaden, und Japan wird bald diesem Schicksal folgen müssen.

Was ist aber die Moral dieser Fabel? Haec fabula docet, daß der politische Stillstand durch Despotie und Aberglauben in unserer Zeit sich nimmer dem Schritte der Weltgeschichte gegenüber halten kann, daß er in einer gewaltsamen Umwälzung von Außen oder von Innen schmachlich preisgegeben wird. Zur Zeit des Doctor Faust und Gretchens war noch „weit hinten in der Türkei“ das Land, wo sich die Selbstherrschafft asiatischer Tyrannen dem Geiste der Bildung und Humanität widersetzte; jetzt liegt diese Türkei zu den Füßen europäischer Intelligenz und ist durch Dampf zu Wasser und zu Land gar nicht mehr weit hinten, und China, das noch vor zehn Jahren ihre Stelle eingenommen hat, kommt jetzt an die Reihe, seine Sünden gegen Menschenrecht und Wohlfahrt der Völker zu büßen. Das Schauspiel aber, welches uns China weit hinten im Osten darbietet, das bietet uns weit vorn im Westen ein anderes Despotenland dar, es ist das Land Marokko, dessen sogenannter Kaiser nicht nur vor zwei Jahren von einer Handvoll Franzosen gedemüthigt wurde, sondern jetzt, o Schmach und gerechte Strafe! von dem halbbarbarischen Räuberhänpfling Abdulkader geächtigt wird. Als die Nachricht von den Ereignissen in Canton bei uns eintraf, war unser erster Gedanke Unwillen gegen die Engländer, welche ihre Ueberlegenheit zu mißbrauchen scheinen, unser zweiter war eine gerechte Schadenfreude über die Demüthigung des chinesischen Despoten, den Hamlet einen „Lumpenkaiser“ nennen müßte, eine Demüthigung, die endlich den so viele Jahrhunderte hindurch mißhandelten Weltgeist rächt. Für China ist keine Rettung mehr vor England, als durch eine große und für seine gewerbliche Bevölkerung nur wohlthätige Umwälzung in der Herrschaft, der Verfassung und den Sitten. Das „Reich der Mitte“ geht eben so einer politischen Auflösung entgegen, wenn es nicht bald die Sitten und Ansichten seiner Besieger in seinen Schoß aufnimmt. Bei besserer Verfassung wird es nicht nur andere Maßregeln ergreifen, als die jetzigen, so kläglichen, sondern wird auch Bundesgenossen auffuchen, die seinen Sturz noch aufhalten mögen. Rußland kann nach China vielleicht mit besserem Erfolge die Rolle verpflanzen, die es bisher so unglücklich in Ostindien gespielt hat, die geographische Lage ist hier eine andere und günstigere. Vor Allem aber können sich die Chinesen an Nord-Amerika jetzt einen Freund und Beschützer erwerben. Seitdem die Nordamerikaner im Besitze von Kalifornien und also auch im Besitze der schönsten Häfen des großen Oceans sind, stehen sie dem Chinesenreiche sehr nahe, und sie werden schwerlich ruhig zusehen, daß es eine englische Besizung wie Ostindien wird. J. Lt.

Mannigfaltiges.

— Sittliche und unsittliche Bücher in Frankreich. Unter den Ausgabe-Titeln des französischen Budgets befindet sich auch ein ursprünglich von Napoleon gegründeter Pensions-Fonds zur Aufmunterung und Unterstützung der Wissenschaften und der Literatur, der sehr viel Gutes stiften könnte, aber, wie uns jetzt ein von Herrn Seb. A. Real herausgegebenes Schriftchen erzählt, nichts weniger als zum wahren Besten der Wissenschaft und der mitunter sehr bedürftigen Literatur angewandt wird. Herr Real macht daher auf die Nothwendigkeit nicht bloß eines festen Reglements für die Verteilung dieser Fonds, sondern auch der Oeffentlichkeit aller Verwendungen aus denselben aufmerksam. *) Vor Allem, meint er, sey es die ernste und die moralische Literatur, die, weil sie so wenig vom Publikum unterstützt werde, auf die Unterstützung des Staates Anspruch habe. „Man sehe sich dagegen“, sagt er, „in den niederen Sphären unserer Literatur ein wenig um, und man wird finden, daß, während die jüngeren Mägen, gleich den Sklaven, unerbittlichen Wechseln, tausend tödtlichen Schwierigkeiten, den Spekulanten, Theater-Unternehmern und der journalistischen Presse preisgegeben sind, täglich in Paris, und von Paris aus in der Provinz, Hunderte von schändlichen, gefesselt verbotenen Büchern mit Bildern debütirt werden, die mit dem Bierzigfachen ihres Kostenpreises bezahlt werden. Die Behörde, welche Luchsaugen für unbequeme politische Anspielungen hat, hat die Augen des Maulwurfs für jene Bücher, gleich der Censur, die sonst Jeden schikanirte, nur nicht die Verleumder des guten Namens der Einzelnen oder die in den Bilderkästen ausgehängten schmutzigen Skizzen. Jene Bücher, durch funfzig Vasare verbreitet, deren bekannter Mittelpunkt das Palais royal ist, werden noch stärker verkauft als die Romanen-Angebener, und, was das Schlimmste ist, ihre Mode hört gar nicht auf. Die Verleger derselben bereichern sich damit viel leichter, als mit den erhabensten Poesien und den beredtesten Wahrheiten, deren Verfasser nicht einen Heller Honorar bekommen. Die Unsittlichkeit ist der schamlose, heimliche Unterwühler jeder gesellschaftlichen Ordnung, aller politischen Systeme, und zwar selbst Derjenigen, die sich ihrer zu ihrem eigenen Nutzen bedienen!“

*) Das Schriftchen des Herrn Real heißt: Notice explicite sur l'impérieuse urgence d'une réglementation fixe et de la publicité de l'emploi des fonds votés à l'encouragement des sciences et des lettres.